

Rösi [Schluss]

Autor(en): **Odermatt, Franz**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **9 (1905)**

PDF erstellt am: **24.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-576233>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Die Schweiz.
15497

„Wir gehen durch die gold'ne Brüt'...“ Nach Federzeichnung von Olga Burckhardt, Locarno.

✂ Rösi ✂

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Novelle von Franz Odermatt, Stans.

VI (Schluß).



„ha!“ gähnte der Jost am andern Morgen beim Frühstück. Er sah übermäßig aus, hatte blaue Ringe um die Augen und eine faule Lässigkeit in den Gliedern.

„Hast schlecht geschlafen?“ frug die Rösi teilnehmend.

„Kein Aug' hab' ich geschlossen,“ sagte er zerstreut. „Die Hölle, meine ich, war losgelassen und spuckte oben im Haus.“

„Hast nicht vielleicht meine Tritte gehört? Ich holte oben im First des Hauses Lindenblust, um dem Vater Tee zu siedeln; er siederte und ist schlechter z'weg...“

„Was? Du wagst es, dich in der Nacht in die Nähe der wandelnden Seelen zu begeben?“

„Ich leb' doch noch!“ lachte sie. Das Lachen sollte ihn aufheitern. Damit stand sie vom Tisch auf, um abzuräumen. Der Jost hatte das Essen kaum berührt.

„Deine Schritte, Rösi, und der wandelnde Geist werde ich noch voneinander unterscheiden können!“ sagte er jetzt. Es kam bei diesen Worten ein hellerer Zug in sein Gesicht. „Du bist ja ein Engel, kein böser Geist!“ wollte er sagen. Da kam sie ihm zuvor mit den Worten:

„Ginge man den Geistergeschichten allen nach, man fände sehr oft die Spur von Menschen und statt übernatürlichen Dingen den natürlichen Gang weltlicher Wesen...“

Rösi hielt in ihrer Rede mit einem Mal inne. Eine Blutwelle stieg ihr zu Kopf. Jests, wenn sie mit diesem unbesonnenen Worte dem Jost den Verdacht offenbart hätte, der ihr jetzt, seit das Taglicht die Klümmernis gleich einem Schatten aus ihrer Seele verschleucht, schlecht wie die Todsünde vorkam!

„Du meinst, man fände Menschen?“ frug der Jost hastig.

Sie schwieg. Der Jost fiel wieder in sein seelenverlassenes Brüten. So konnte er die Leichenblässe nicht sehen, die über das Gesicht der Rösi sich ergoß und es färbte wie der Mondlichtschein die Gletscherkuppe.

Was hatte sie gesagt? Menschen... Wenn es Menschen sind, die auf der Bluomatt den Spud treiben, kann es nur der Seppentoni sein, ihr Seppentoni, dem sie sich versprochen hat! Sie meinte, mit der allgemeinen Andeutung habe sie dem Jost die Zweifel ihres Herzens verraten, die wie die giftige Blüte der Herbstzeitlose im Nebelhauch einer Nacht in ihrer Seele aufgeschossen waren. War das Strafe?

„Nein, nein, so meine ich es nicht,“ sagte sie und stieß das Geschirr auf dem Tische weit von sich weg, wie sie den Gedanken an den furchtbaren Verdacht verwies. „Der Himmel hat gar schwere Strafgerichte!“ redete sie sich wieder ein. Aber den Zweifel, daß er sich solcher Geißeln bedienen werde und Unschuldige ängstige, brachte sie nicht fort.

„So schlecht ist kein Mensch auf Erden, daß er Teufel spielen wollte!“ meinte jetzt auch der Jost. Die alte Mutlosigkeit vor der Rösi zu verbergen, sagte er noch schnell, indem er zur Türe schritt: „Ich schaffe beim hintern Steinegg und komme zum Mittag zurück.“ Aber sie sah den schweren, zögernden Gang doch. Noch einmal blieb er stehen und schaute zurück. Das Wort: „Du bist ein Engel!“ stand ihm wieder auf der Zunge. Da wandte sie sich schnell um. „Für den Vater muß ich zum Doktor schicken,“ sagte sie entschuldigend.

Als er fort war, spürte es die Rösi wie eine Erleichterung. Er hatte sie nicht verstanden und besaß keine Ahnung von ihrem Verdacht. Und grundlos war er auch. Nein, so war der Seppentoni nicht! Wie hatte er jedesmal Gabel und Sense fallen lassen, wenn sie ihn um einen Dienst ansprach! Sie dachte zurück, wie sie dann durch die Matten geschritten waren, er

neben ihr und sie neben ihm. Wie Schmetterlinge fingen sich dann ihre Hände, und unter seinem Scherzen vergaß sie alle Not mit dem Vater. So glücklich ward's ihr allemal zumute.

Der Vater lag ruhig. Sein Atem ging gleichmäßig. Das Gesicht mit den zum Schlafe geschlossenen Lidern hatte etwas Versöhnendes. Das Bild dämpfte Glückshoffen und Zweifelbängen in ihr. Eine Weile blieb sie auf der Schwelle stehen. Ein Gedanke hatte sie ergriffen. Wie war dieser Mann doch anders, wenn in wildem Toben das Getränke aus ihm sprach: die Leidenschaft, die Leidenschaft! Der Seppentoni war ein nüchterner Bursch. Keiner noch hat gesehen, daß er ein Glas zuviel getrunken!

Ein warmer Westwind, der die Wellen des Sees kräuselte, hatte das Gewölk vom Novemberhimmel geblasen. Die Sonne schien so warm, wie sie im Martinisommer nur scheinen kann. Der Bluomattmeirrad meinte, die Sonne sei für seinen engen Brustkasten wie Del auf eine verharzte Maschine. Das Schnaufen geh' ihm an der Sonne leichter als im Zimmer. So konnte es ihm die Rösi nicht wehren, eine Zeit lang am Nachmittag sich an die Sonne zu setzen. Und sie selbst ging, das schöne Wetter zu nützen, mit einem Rechen auf die Matte hinaus, um das Laub, das von den Bäumen gefallen, aufzurechen. Wunderbar schön war der Herbsttag. Das Tal hatte sich zum Sterben hingelegt. Der Waldsaum hatte sich rot gefärbt. Der Wind blies hinein und hauchte das Rot langsam hinweg, wie der Tod das Rot aus den Wangen eines Schwindsüchtigen. Der schneeige Bergkranz leuchtete. Hoch ragte der Niederbauentock, fast war's, als ruge aus einer dunkeln Bahre der Zipfel eines Leichentuches hervor. . . . Kahl und starr standen die Bäume. Die langen krüppeligen Äste hoben die Zweige wie Ruten zum Himmel. Kein Windhauch bewegte sie. Der Rösi kam mit einem Mal ein Gedanke: Tod! . . . Im Sommer, im vollen Leben neigen sie sich vor jedem Luftzug. Tod und starr. . . . Von den Toten kehrt keiner mehr zurück in das Reich der Lebenden! . . . Sie zog den Rechen mit raschem Schwung durch die Hände. In der Arbeit wollte sie den schwermütigen Gedanken loswerden, der sie plötzlich überfallen hatte.

„Du schaffst, als gäb's keinen Morgen mehr!“ Sie schreckte ob der Rede zusammen und erschrak wieder, als sie sich umwendend in das Gesicht des Seppentoni sah. Zweimal dreimal schlug er rasch die Lider über die Augen, und ein jäher Farbenwechsel huschte über sein Gesicht.

„Ein schöner Herbsttag heut!“ hob die Rösi zu reden an.

„Das müßt' mir nicht sein, daß ich alles nachholte, was der Jost mit seinem Faulenzen verdirbt! So nimmt es mich nicht wunder, wenn er auf der Bluomatt nicht vorwärtskommt! Schau, seit einer halben Stund' lehnt er dort an einer Laubhütte und spintifert!“ Und während er dies sagte, wies er mit der Hand nach dem Ende der Baumeiche, wo der Jost müßig stand. Er hatte ein wenig Laub in ein Schnürgarn gefaßt und bereitegelegt, um es an der Halbe auf den Rücken zu wälzen. Aber er tat nichts. Wie ein Schläfriger, den Kopf in die linke Hand gestützt, lehnte er müd und willenlos auf der Laubbürde.

„Ich wollte erraten, was er hat. . . Der arme Tropf, wenn ich ihm helfen könnte!“ sagte er weiter.

„Wenn einer helfen könnte!“ antwortete die Rösi mit warmem Mitleid.

„Einmal das ist gewiß: das Grübeln und Spintifieren macht's nicht besser!“ Die Rösi erschauerte schier unter der kalten Gleichgültigkeit, mit der der Seppentoni diese Worte sprach.

„Er hat so Freude gehabt an dem Heimen, und jetzt!“

„Wem nicht zu raten ist, dem ist auch nicht zu helfen! Ich hab's ihm genug gesagt, es sei auf der Bluomatt nicht in allem geheuer. Er hat's mir nicht geglaubt. Jetzt sieht er selber, daß ich's ehrlich mit ihm gemeint hab'. Ich kann dich, Rösi, nicht begreifen!“

Das rauhe Wort, so ohne Lieb und Teilnahmsklang für den Freund gesprochen, fiel der Rösi abermals kalt aufs Herz. Eine Weile stand sie, den Seppentoni im Blick, wie er tändelnd an einem



Das Schwesterchen. Nach Kistelzeichnung von Hannu Bay, Bern.

abgefallenen Baumblatt zupfte.

„Mein, der Jost hat das nicht verdient!“ sagte sie heftig, wie protestierend gegen die gleichgültige Tändelei. Es war ein starker Widerspruchsgeist in ihr erwacht, halb Rechtsgefühl, halb Interesse für den Jost. Mit Schrecken sah der Seppentoni die Wirkung seiner Rede. Sie abzuschwächen sagte er:

„A bah, er ist selbst ein Narr! Ob dem Geistespuken würde ich mich nicht hinterstimmen! Wart, ich will ihn aufwecken!“ Er lachte gezwungen. Im Abgehen rief er einen Jauchzer über den See hinaus. Aber sein Ton war unsicher wie der Blick seiner Augen. Erst in einiger Entfernung sah er sich einmal nach dem Meitli um. Schaut sie ihm nach und sinnt an den gestrigen Abend? Nein, sie ahnt nichts; sonst würde sie nicht so kräftig den Rechen ziehen! So dachte der Seppentoni bei sich.

„Du Faulenzer,“ rief er den Jost an. „Hast wohl bei der Rösi geklittet, daß du so schläfrig am schönen Werktag auf dem Laube liegst?“

Der Jost machte sich langsam aus seiner müßigen Stellung auf.

„Vermagst du's so?“ Die Frage weckte ihn vollends zu seinem Jammer auf. Des andern Heiterkeit ärgerte ihn.

„Meinetwegen geh' alles zum Teufel!“ sagte er knorzig und zog die Brauen finster zusammen, sodaß zwischen Stirn und Nase in zahlreichen Fältchen sich der Unmut zeichnete. Jetzt ließ er die Laubbürde seitwärts gleiten. „Ich kann nicht schaffen,“ klagte er und setzte sich dann wie zur Bekräftigung auf das Laubpolster nieder, von dem er soeben aufgestanden war. „Ich hab' keine Freude an dem Heimen. In der Nacht schreckt mich der Geist, und am Tag muß ich dran denken, daß ich, wenn ich jetzt diese Hölle verlassen müßte, mein Vermögen verlöre! Solch schöne sonnige Tage verdrießen mich fast mehr, als wenn der Regen vom Himmel fällt wie zur Sündflutzzeit!“

„Du hast schon recht, die Bluomatt ist nichts Freudiges!“ sagte der Seppentoni darauf. „Abio, muß weiter!“ Der Horcher, der im Dorfe nichts zu tun hatte, fürchtete jetzt, der Jost möchte ihm das Heimen für das Angebot, das er ihm gestern gemacht, anbieten. Er wußte es nun: das konnte er noch billiger haben. Den Gewinn berechnend, schlenkerte er in der Art eines Spaziergängers nach dem Dörflein hinab; denn auch ihm war nicht arbeitsfreudig zumute.

„Muß aber das Spiel doch beenden! Wenn mir die Rösi, das Wettermeitli, hinter die Karten sähe . . . Nein, sie glaubt noch fest und heilig an mich, und kein Verdacht hat in ihrem Herzen Platz. Und daß sie für den Jost Partei genommen, hat nichts Besonderes auf sich!“ Auf einmal hielt er in seinem Selbstgespräche inne. Ein Schatten, den eine Wolke auf die sonnenfrohe Halbe zeichnete, daß es wie ein rasches Erbleichen der Landschaft aussah, gab ihm einen andern Gedanken ein: „Ein Schatten ist der Jost nur mehr von dem, was er gewesen. Er hat nicht Freud' und Lebensmut . . . Es ist doch nicht recht . . .“ Stillhaltend schaute er über das Tal weg: „Es ist nicht recht!“ Lauter sagte es ihm das Gewissen. Unten am Fuß des Berges kauerte das Dörflein mit freundlichen Häusern. Die Sonne spiegelte sich in hellen Fenster Scheiben. Weiter oben, vom Nied begrenzt, waren die Hütten von Oberstalden. Der Rauch sickerte durch die Dachschindeln, feucht und grau wie die schmutzigen Papierfetzen, die über den zerbrochenen Fensterscheiben aufgeklebt waren. Dort wohnte ein leichtlebig Völklein, das über einer augenblicklichen Daseinsfreude seine Armut und die nachtdunkle Zukunft vergaß. Die Bauern am Berg sprachen von den Oberstaldenern sonst nur mit einem geringschätzigen Achselzucken. Heut' schaute der Seppentoni lange auf die verwahrloste Häusergruppe hinab.

„Einewäg,“ sagte er dann für sich, „heut muß ein jeder für sich selber schauen! Die Oberstaldener allein lassen den Herrgott walten und trinken ihren Schnaps und schauen nie nach dem folgenden Morgen aus. Arme Teufel sind's . . . Die Augen auf oder den Geldsäckel!“ heißt heute ein Sprichwort. Er hätte von mir nichts fürchten müssen, wenn er den Handel ehrlich

gehalten hätte. Aber da strich er noch dem Meitli nach, der Rösi. Da war's mein Recht, ihr das Leben neben dem Jost auf der Bluomatt zu verleiden. Und jetzt muß beides mein werden, das Heimen und das Meitli! Ja, bei Eid und Seligkeit!“ lachte er wiehernnd heraus. „Der Spuk, o die einfältigen Tröpfe! Den zu beschwören, brauche ich den Vater Anizet nicht. Was nützt der Verstand? Brauchen muß man ihn,“ machte er pfliffig.

Gleich der frühen Herbstdämmerung erdrückte die Habsucht nach dem schönen Heimen und die Eifersucht um das reiche Meitli in ihm die Taghelle jeder bessern Regung. Im Nachtdunkel der ersten Abendstunde schritt er vom Dörflein wieder bergauf. Die Lichter brannten in den Stuben, durch die Fenster fielen helle Lichtstrahlen auf den Weg hinaus. Unwillkürlich nahm er allemal eine raschere Gangart an, bis er aus dem Bereich des Lampenlichtes gekommen war. Den Kopf tief zwischen die Schultern gedrückt und scheu wie ein Nachtvogel huschte er vorüber. Als er an der Bluomatt vorbeikam, spähte er seitwärts von der ansteigenden Halbe, sich vorsichtig ins Dunkle drückend, in die Wohnstube hinein. Die großen unverhüllten Fenster öffneten ihm den Blick auf den Esztisch in der Stubenecke. Der Jost und die Rösi saßen einzig daran. Jetzt ließ sie die Nadeln ruhen, und ihr Blick, in dem er Mitleid und Liebe zu lesen glaubte, ruhte eine Weile auf dem finstern Gesicht des Jost. Jetzt redete sie ihn an. Der silberne Haarpfeil, den sie an gewöhnlichen Werktagen sonst nicht trug, funkelte im Licht. Er sah den rostigen Mund sich bewegen und die weißen Zahnreihen blitzen. Beim Eid, sie war schön, die Rösi! Der Jost schaute ihr jetzt ins Gesicht, und er, der Seppentoni, sah, wie sein Gesicht sich bei den Worten der Rösi aufheiterte. Was . . . Jetzt steckt sie ihm gar einen kleinen glänzenden Gegenstand zu, den er eine Zeit lang betrachtet und dann in der Westentasche verforgt; dazu verzieht er für einen kurzen Augenblick das Gesicht zum Lachen.

Dem Seppentoni stimmerte es vor den Augen. Eine heiße Blut überlief ihn, die Finger krampften sich zur Faust, und bis in die Zehen zitterte die Leidenschaft durch seine Glieder, wild und toll, ohne Berechnung . . .

Wenn das Laub stirbt und lispelnd zur Erde fällt, ist sein Hauch wie Gift für kranke Lungen. Der Bluomattmeirad hatte sich tagüber wohl befunden, war an der Sonne geseßen und hatte die feuchte, von spinnwebartig feinen Fäden durchzogene Luft eingeatmet. Dann war am Nachmittag der Arzt gekommen. Der gebot ihm, augenblicklich das Bett aufzusuchen. Zur Rösi sagte er, daß sie auf den Kranken wohl achthabe und jede Aufregung von ihm fernhalte; sie wisse wohl, was er meine. Am Abend verfiel der Kranke in einen leichten Schlummer, und diese Zeit war's, da die Rösi in der Stube am Tisch saß. Von Zeit zu Zeit schlich sie dann wieder zur Kammer hin, um seine Atemzüge zu belauschen.

„Ich wache heute bei dem Vater . . . Gut' Nacht, Jost!“ hatte sie gesagt. Dann zündete sie in seine Kammer. Sie sah ihn fiebern. Wie zwei glühende Kohlen leuchteten seine Augen aus dem Gesicht, das bleich und farblos war, wie die Asche im verglimmenden

Feuer. Köfi erschrak ob dem Anblick. Sie rief den Kranken beim Namen und erhielt nur wirre Reden zur Antwort. „Der Huserjeppentoni, der, der, nein, der muß die Bluomatt nicht haben, der, der Teufel schaut aus ihm!“ phantasierte er.

Das gab ihr einen Stich ins Herz. Dem Vater in seinen Fieberphantasien ließ der Name keine Ruhe. Und der Arzt hatte ihm Ruhe anbefohlen. Jetzt schlug er mit der Hand, wie um einen Angreifer abzuwehren. Ob der Luftbewegung erlosch das schwache, glaslose Licht in ihrer Hand. Der Mond beleuchtete die Kammer; ein bleicher fahler Schein flog über die rotgewürfelte Bettdecke. Auf dem Gesicht des Vaters lag die Blässe des Todes.

Die Köfi hatte, als der Tod an das Bett der Mutter herantrat, keinen Schauer empfunden; denn er kam als Erlöser. Aber vor dem Ringen mit dem Opfer, das er jetzt erfaßt, zitterte ihre Seele einen Augenblick. Ihr Herz klopfte, und die Hand, die nach einem Streichholz suchte, tastete unsicher. Durch die First des Hauses ging ein lautes Zischen und Klagen. Dann prallte plötzlich die Türe auf, der Jost stand auf der Schwelle, gespensterbleich. In den kurzen weiten Hosen schlotterten die Beine. Die Füße waren bis über die Knöchel unbekleidet; die Haut schimmerte durchsichtig im Mondschein. Eine Hand stemmte er an den Türpfosten. „Das halte ich nicht mehr aus! Es sind wieder alle Teufel losgelassen!“ klagte er. Vor lauter Angst brachte er die Worte kaum über die Lippen.

Die Köfi war um den Kranken beschäftigt. Sie wischte ihm den kalten Schweiß von der Stirne. Für die von Gespensterfurcht geknickte Menschengestalt hatte sie kein Mitleid. Ihre Liebe sann nur darauf, von dem Sterbepatienten jede Aufregung fernzuhalten.

„Eine Hölle ist wieder droben im Haus,“ stotterte er wieder.

„Geh' einmal der Ursache nach!“ jagte die Köfi energisch. „Der Geist eines Unglücklichen hat keine Macht über die Lebenden, wenn sie sich ihm in guter Absicht nahen. Und ist's ein Wesen mit Fleisch und Blut, das den Frieden eines Sterbenden stört, kann nur Handeln dich befreien! Den Vater im Todeskampf verschone mit diesem Klagen! Sei ein Mann und schaffe ihm Ruhe zum Sterben!“ Sie war nahe an ihn herangetreten. Mit heißen Augen und flehenden Worten sprach sie zu ihm.

Als raffte sich bei diesem Worte alle Spannkraft in seinem schlotternden Körper zusammen, juckte der Jost empor. In dem gleichen Augenblick quoll in dem Zimmer wieder Licht auf und verschleuchte das Geheimnisvolle der Mondscheindämmerung aus der Kammer.

„Du meinst?“ frug der Jost aufatmend in der Helle.

Die Köfi antwortete nicht. Sie richtete den Kranken in den Kissen auf. Mit Anstrengung hob sie den kraftlosen Körper von dem eingesunkenen Lager. In dieser Arbeit schien ihm die Antwort zu liegen: „Sieh' dem Tod nicht mit verschlungenen Händen entgegen! Wehr dem Uebel!“

Einen Augenblick lang schaute er auf die Pflegerin und den Kranken. Wie zum Dank tat der Meinrad jetzt plötzlich die Augen auf. Der Tod hatte schon

seine Krallen dahineingedrückt. Kam' einer vom Jenseits des Grabes her, er müßte Respekt vor dem Sterben haben; aber was droben im Giebel des Hauses geistert, achtet nicht Tod und Sterben! Das ist kein Geist. . . Schaff' ihm Ruh' zum Sterben! . . . Einer plötzlichen Eingebung folgend, schier beschämt wegen seiner untätigen Gespensterfurcht, wandte er sich von der Schwelle und ging in sein Zimmer, verfolgt von einer Flut von Gedanken: Ist's ein Geist oder ein körperhaftes Wesen, das oben seinen Spuk treibt?

Das Wort der Köfi reizte, trieb ihn plötzlich zum Handeln. Der Tod, den er gesehen, ist besser als das Leben, das er zwischen Furcht und Bangen weitereschleppt. Ein Mann sein, handeln wollte er. Von dem Gedanken war er plötzlich so eingenommen, daß der andere, das Wie der Befreiung, keinen Raum in seinem Kopf mehr fand. Kaum erwacht war dieser Gedanke in ihm, als er ihn schon mit prickelnder Leidenschaft zur Vollendung drängte.

Durch die zwei Fenster seiner Schlafkammer stuteten zwei schmale Streifen Mondlicht auf den Fußboden und schräg über die gelbliche Holzwand hinauf. Die Helle streifte die Militärwaffe, die an der Wand hing. Ein Blinzeln, als deute ein Freund mit einem Augenzwinkern, ging von dem metallenen Lauf des Gewehres aus. Der Jost stand sekundenlang und starrte die Waffe an. Dann griff er nach ihr, riß sie hastig von der Wand; denn es war ihm, eine fremde Kraft, das Vertrauen in eine starke, furchtbare Hülse rolle durch seine Adern.

Wie ein Späher, barfuß, mit schlürfendem Schritt schlich er über die Stiege hinauf. Vom Dachgiebel her klang ein zischender Klageklaut ihm entgegen. Schon oft hatte er in den letzten Tagen diesen Ton gehört und Furcht darob empfunden. Jetzt auf einmal fühlte er einen ungestümen Latendrang in sich, seine Seele schrie nach Befreiung. Er preßte die Finger wie eine Eisenklammer



um den Gewehrschaft. Das Herz schlug ihm wild . . .

„Ein Geist kann es nicht sein!“

Kühl wehte den nur leicht Bekleideten der Wind an, der durch die Lufen des Dachgiebels blies, und mit dem Wind drängte sich zu allen Oeffnungen in den rußigen Holzwänden ein Fleckchen Mondschein herein, der blaßgelb und zitterig auf dem Boden und den gekreuzten Dachbalken sich abzeichnete.

Der Jost hielt einen Augenblick lang stille. Sein Ohr hatte ein Geräusch, ähnlich dem flüchtigen Tritt eines Fußes vernommen. Fliehen! . . . So fürchtete sich der Geist vor ihm! Aber er steht, die Waffe schußbereit im Arm, am Ausgang. Sich zu messen mit dem unsichtbaren Wesen, fühlt er ein Verlangen in sich wie brennend heißen Durst. Jetzt sieht er deutlich eine dunkle Gestalt hinüberhuschen; einen Moment hatte sie das dreieckige Mondlichtbild auf der Diele beschattet.

„Das ist kein Geist, ein körperhaftes Wesen!“ ging's ihm durch den Kopf.

„Wer ist da?“ schrie er. Die Stimme hatte rauhen Klang und gab ein vielfältiges Echo in den vier Giebelfeldern des Hauses.

„Wahr' dich vor mir! Ich bin der Geist des alten Bluomattheiri und büße meines Lebens Freveltat,“ antwortete eine heiser verstellte, von zitterndem Bangen durchbehte Stimme. Zugleich sah der Jost, wie die Gestalt eine Hand streckte nach einer alten rostigen Senze, die an einem der Dachbalken hing. Dann färbten sich vor seinen Augen die kleinen, handgroßen Mondlichtzeichnungen blutrot, sie flossen zusammen, und eine Knochengestalt, die Senze schwingend, tauchte darin empor.

Wie in eisernen Scharnieren bewegte sich die Waffe in den Armen des Jost. Dann krachte ein Schuß . . .

„Jost!“

„Jesis, du, bist's du, Seppentoni?“

Drohende Kraft, schmerzvolle Todesklage, reuvolle Verzweiflung mischten sich zusammen und zogen in leise klagenden Schwellen langsam durch den vierteiligen Giebel des hochragenden Hauses.

Der Jost war rasch zu Sinnen gekommen. Im zuckenden Feuerschein des Schusses hatte er den Seppentoni erkannt. Mit seinem Namen auf den Lippen sank dieser in sich zusammen. Wild rollten die Augen in dem schmerzverzerrten Gesicht.

„Seppentoni, sag', wie kommst du daher?“ frug der Jost. Das Gewehr hatte er von sich geworfen. Zitternd stand er vor ihm.

„Dich schrecken wollt' ich; vergib mir! Ich dachte an nichts mehr, nur an das Heimen und die, die Rösli. . . Die Strafe. . .“ Er konnte nicht vollenden; eine Blutwelle kam ihm über die Lippen.

Wie eine Lähmung wirkte dies Geständnis auf den Jost. Jetzt, erst jetzt, begriff er den Zusammenhang. Nachlässig tat er dem Sterbenden die letzten Dienste. Kein Laut der Reue kam im Moment über seine Lippen. Was er gelitten, war mehr als der Tod.

„Gott im Himmel, was ist geschehen?“

Es war die Rösli, die so frug. Unten in der Kammer um den kranken Vater beschäftigt hatte sie den Schuß krachen gehört. Und im selben Augenblick drang ihr, sie selbst wie ein Schuß verwundend, eine Ahnung durch den Kopf. Und sie, sie selbst, hatte den Jost handeln geheißen!

Eine schwere Schuldbanklage im Herzen war sie die Stiege hinaufgesprungen. Das Licht in ihrer Hand fiel auf ein Bild, das ihr eine furchtbar deutliche Antwort gab. Ueber den blutüberströmten Kopf des Seppentoni beugte sich der Jost, bemüht, das quellende Blut zurückzuhalten.

„Ist's doch wahr, du, du, Seppentoni?“ klagte sie mit schmerzdurchbehter Stimme.

Der Sterbende fand nicht mehr die Kraft zum Reden. Nur die Augen tat er weit auf. Ein todestrauriger und doch so unendlich sehnsüchtiger Blick lag darin. Dieser Blick hatte sie freigesprochen von der Schuldklage der geängstigten Seele. Eine Weile stand sie unschlüssig, die Gedanken arbeiteten in ihr. Also hatte ihr Auge sie gestern nicht getäuscht. Ihr Herz, ihr Liebesprechen, die sonnige Erinnerung an frühere Tage hatten sie betrogen und ihr gesagt: er ist es nicht, er kann es nicht sein! Dann auf einmal, als hätte sie mit all diesen Erinnerungen abgerechnet, als stünd' nur der Dienst einer barmherzigen Schwester vor ihr, kam Bewegung in die todbleiche Gestalt. Weiches Bettzeug legte sie unter seinen Kopf und trocknete ihm das Blut von der Stirne. Aber jedesmal, wenn ihre Hand den Verwundeten berührte, ging ein leises Zucken um den schmalen Mund der Wärterin. Jede Farbe war aus ihrem Gesicht gewichen. Das schwache Licht hüllte den Dachgiebel in einen grauen Dämmer Schatten, aus dem sie wie in einer Verklärung hervorleuchtete.

Der Jost sah in ihrer Sorge um den Sterbenden die Liebe walten. Ein Reuegefühl ergriff ihn.

„Du, Rösli, ich hab' dir den Schatz gemordet!“

Sie hielt in ihrer Arbeit inne und schaute den Jost mit einem warmen Blick an. Ein Schleier war in dieser Minute vor ihren Augen zerrissen worden. Taghell schaute sie in das Leben. Die Rätselsfäden lagen entwirrt vor ihr. Voll großer, ernster Ergebung sagte sie:

„Nein, Jost, das hast du nicht. . . Der Himmel hat gestraft. . . Wer das Leben hat, warm und kraftvoll, und sich des Gewinnes wegen als Wesen gibt, das über dem Grabe Strafe duldet, verdient das Leben nicht!“

Als hätte der Sterbende die Worte verstanden, tat er noch einmal einen müden Augenaufschlag.

„Rösli, Jost,“ hauchte er mit weichen, absterbenden Lauten, die eine ganze Weile lang, als wollten sie ein Leben überdauern, durch die Giebelfelder fortlebten.

Sie schauten einander in die Augen. . . Ein Blick voll innigen Verstehens. . . In dem Leben, das erloschen war, hatten zwei andere das Glück zurückgewonnen.

